

Miriam Gebhardt

Die kurze Stunde der Frauen

Zwischen Aufbruch und Ernüchterung
in der Nachkriegszeit

HERDER 
FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Satz: Carsten Klein, Torgau

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39938-1

ISBN E-Book (E-PUB) 978-3-451-83182-9

Inhalt

Vorwort: Die kurze Stunde der Frauen	7
1. Unschuldsvermutung	15
2. Gewalterfahrung	37
3. Trümmersaga	55
4. Überlebenssicherung	71
5. Arbeitsmoral	91
6. Politische Schwestern	119
7. Lebensentwürfe im Kalten Krieg	157
8. Kinder großziehen	179
9. Ehemänner und andere Träume	211
Nachwort: Hüterinnen der Flamme	243
Anhang	257

Vorwort: Die kurze Stunde der Frauen

Als Luise Stieber im Jahr 1944 erfährt, dass ihr Mann an der Front vermisst wird, legt sie ein Tagebuch für ihn an. Er soll später einmal nachlesen können, wie es seiner Frau und den zwei Kindern am Bodensee in den letzten Kriegsjahren ergangen ist. Den Gedanken, er könnte gefallen sein, schiebt sie weit von sich. Sie beschließt, seinen Gärtnereibetrieb um jeden Preis am Leben zu erhalten. Die Pflanzen sollen sie miteinander verbinden, doch der Kraftaufwand ist immens. Der Betrieb wird gleich dreimal von Bomben zerstört. Sie verliert ihre Wohnung. Das erste Ausweichquartier muss sie mit Wehrmachtssoldaten teilen, das zweite mit den Amerikanern. Von der Verwandtschaft kommt keine Hilfe, die Konkurrenz will ihr die Anbauflächen abjagen, und die Bank verweigert den Kredit für neue Glashäuser. Das Unternehmen habe schließlich keinen Chef mehr. Auch die Kinder überfordern sie ohne die Autorität eines Vaters. Der Sohn muss zwischendurch ins Heim. Immer wieder schreibt Luise Stieber: »Das ist fast zu viel für eine Frau.« »Ich verkrafte das nicht mehr.« »Ich bin keine Natur zum selbstständig Handeln und bin nun doch gezwungen dazu.« Die Anfang Vierzigjährige wird krank vor Erschöpfung, doch immer wenn sie aufgeben möchte, denkt sie an ihr großes Ziel: ihren Mann mit ihrem Einsatz für seine Gärtnerei zu überraschen, wenn er zurückkehrt. Drei lange Jahre kämpft sie, dann verändert sich ihre Tonlage. Sie merkt, dass sie inzwischen etwas von dem Geschäft versteht. »Allzu viel Lehrgeld muss ich nicht mehr bezahlen. Und bin unabhängig von allen. Stehe auf eigenen Füßen.«¹ Erzählt uns Luise Stiebers Tagebuch also die Geschichte einer Emanzipation?

Ihr selbst wäre dieses Wort wohl nicht eingefallen. Sie versteht sich immer nur als die Frau des Gärtners, die in seinem Auftrag handelt. Was sie erlebt, ist für sie ein Schicksal, das ihr die Zeit aufgezwungen hat: die Notwendigkeit der Selbstermächtigung.

Wenn wir uns heute mit den Frauen der Nachkriegszeit beschäftigen, hören wir oft Heldinnengeschichten: Erst befreien sie mit bloßen Händen das Land von den Trümmern des Kriegs, dann tragen sie kraft ihrer reinen Herzen dazu bei, das Land von seiner moralischen Schuld zu reinigen. Nebenher retten sie ihre Angehörigen über die Hungerjahre, helfen der Ökonomie auf die Beine, ziehen die Kinder groß, und schlussendlich treten sie großzügig in die zweite Reihe zurück, damit ihre Männer wieder die erste Geige spielen können. Zur Belohnung erhalten sie, früher als Frauen in vielen anderen Ländern, die Gleichberechtigung. Das Jahr 1949, als die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik ihre Verfassungen verkünden, wird zugleich zum Stichjahr für die formale Gleichberechtigung von Frau und Mann in Deutschland. Zum ersten Mal gilt sie vorbehaltlos und uneingeschränkt. Das war mehr als ein Etappenziel, möchte man meinen.

Heute, zum 75. Jubiläum der Verfassungen in West und Ost, beschleichen mich allerdings Zweifel daran, wie nachhaltig dieser Schritt war. Denn wenn wir uns in der Zeitachse weiterbewegen, ist die kurze Stunde der Frauen bald vorbei. Die Politik verschleppt nach 1949 die geforderte Umsetzung der Gleichberechtigungsnorm. Es bedarf noch vieler Zwischenschritte, bis verheiratete Frauen überhaupt nur ein eigenes Konto eröffnen dürfen oder selbst entscheiden können, ob und wie viel sie arbeiten. Die westdeutsche Nachkriegsge-

sellschaft kehrt in den 1950er Jahren rasch zum bürgerlichen Ehemodell zurück, in dem der Mann arbeitet und die Frau höchstens etwas »dazuverdient«.

Die DDR macht zwar schneller Nägel mit Köpfen. Für den sozialistischen Staat ist die erwerbstätige Frau nämlich nicht nur ein wirtschaftliches Muss, sondern gehört auch zum ideologischen Auftrag des Kommunismus. Aber die Emanzipation bemisst sich im Osten einzig und allein an der Präsenz der Frauen in der Landwirtschaft und Industrie, nicht an der weiblichen Repräsentanz in den wirtschaftlichen und politischen Leitungsgremien oder an der partnerschaftlichen Aufgabenteilung im Haushalt und bei der Kindererziehung. Der Fortschritt bewegt sich auch hier im Krebsgang: hauptsächlich seitwärts und nur ein bisschen vorwärts.

Natürlich gibt es beiderseits des Eisernen Vorhangs Ausnahmeherscheinungen wie die furchtlose Unternehmerin und Kunstfliegerin Beate Uhse oder die Justizministerin Hilde Benjamin. Doch wo sind die vielen anderen abgeblieben? Was wurde aus den zahllosen Kämpferinnen der Frauenausschüsse, was aus den Medienschaffenden, die im Auftrag der Besatzungsmächte das Land demokratisieren sollten? Wir haben viel gehört von der sagenhaften Belastbarkeit der sogenannten Trümmerfrauen, aber warum landeten so viele von ihnen in der Müttererholung, und warum hängt dieser Generation heute der Ruf an, ihre Kinder wenig liebevoll und sich selbst mit ungeheurer Härte behandelt zu haben? Der aktuelle Hype um die Nachkriegsfrauen in Film, Buch und Feuilleton ist, wie mir scheint, vom realen Leben unserer Mütter und Großmütter doch noch ein ganzes Stück entfernt.

Auf eine Kurzform gebracht, werden die Nachkriegsfrauen heute für etwas gefeiert, für das sie damals ohnehin zuständig

waren, nämlich die Bewältigung der Alltagsnot. Darüber sind die weniger schillernden Aspekte ihrer Geschichte offenbar unter den Tisch gefallen: ihre bodenlose Erschöpfung, die Zumeinander (oder das Glück?), Arbeit und Verantwortung wieder abzugeben, als die Männer aus dem Krieg zurückkehrten, aber auch die spezifisch weiblichen Gewissensfragen im Nachgang des Nationalsozialismus. Der satt zufriedene Blick auf den angeblichen Glanz der »Trümmerfrauen« scheint die Widersprüche der damaligen Geschlechterordnung zu verdecken – vor allem die für uns heute so wichtige Frage: Wann und woran ist seit dem Neubeginn im Jahr 1949 die faire Verteilung von Arbeit und Leben, von Freiheit und Bindung denn gescheitert? An den Männern, an der Systemkonkurrenz oder an den weiblichen Bedürfnissen?

Mein persönliches Interesse an diesem Buch gilt dieser Frage. Einerseits waren die Frauen nach dem Krieg anscheinend bewunderungswürdige Pionierinnen der Frauenemanzipation, weil sie vorübergehend das Land wieder in Betrieb nahmen. Andererseits sind viele – freiwillig und unfreiwillig – rasch wieder von der Bildfläche verschwunden. Wie ging das vonstatten? Ich glaube nicht an das feministische Märchen, »das« Patriarchat habe den Frauen ihre Freiheiten wieder aus der Hand geschlagen. Ich gehe davon aus, gemeinsam geteilte Vorstellungen waren dafür verantwortlich, dass sich Frauen und Männer doch wieder auf ihre angebliche Wesensart besannen. Die Kirchen predigten Anstand und Fruchtbarkeit, das ließ nicht viel Spielraum bei der Suche nach neuen Rollen. Der Staat glorifizierte die sogenannten weiblichen Tugenden, und die westdeutsche Gesellschaft als Ganzes suchte das Heil in der bürgerlichen Familie. Deshalb gab es dort keine Infrastruktur für erwerbstätige Mütter. Und auch in der DDR

konnten Frauen ihre Kinder erst sehr viel später in Tages- und Wochenheimen unterbringen, was ihnen zudem oftmals sehr wehtat. Welche Wahlmöglichkeiten hatten sie (und ihre Männer) unter diesen Umständen? Waren die sprichwörtliche Kälte der Erziehung der Nachkriegszeit, der oft fehlende Körperkontakt zwischen Eltern und Kind eine zwangsläufige Folge dieser Situation?

Der sogenannte Frauenüberschuss nach 1945 aufgrund der Gefallenen und der Kriegsgefangenen ließ es so aussehen, als könnten nicht alle Frauen einen Mann »abbekommen«. Deshalb ist die ikonisch gewordene Nachkriegsfrau alleinstehend. Gleichzeitig galt eine Frau ohne Mann recht bald als defizitäres Wesen. Es war einfach beschämend, ohne männlichen Begleitschutz in der Öffentlichkeit dastehen zu müssen. Im Restaurant konnte es vorkommen, dass eine einzelne Frau vom Ober abgewiesen wurde, bei der Wohnungssuche wurde sie benachteiligt, weil sie womöglich einen »unsittlichen Lebenswandel« führte, und »ledige Mütter« standen erst recht außerhalb des eingehegten Gartens bürgerlicher Sittlichkeit. Wie war also die Situation für eine verwitwete Frau anders zu lösen als durch eine schnellstmögliche neue Heirat? Es wäre schön zu glauben, was am 8. August 1947 zu diesem Thema im Frauenfunk des *Bayerischen Rundfunks* zu hören war: »Diesen neuen Frauentyp nennt man ‚Junggesellin‘. Der Hauptunterschied zwischen einer alten Jungfer und einer nicht mehr jungen Junggesellin ist wohl, dass die alte Jungfer immer noch mit ihrem Schicksal hadert, während die Junggesellin sich in der Welt einrichtet, so gut es geht. Sie hat jedenfalls einen Beruf, ist unabhängig von der Fürsorge irgendwelcher Verwandten, hat ihre eigenen Freunde und Bekannten, denkt nicht immer, die andern Frauen hätten es besser, und hat möglichst

auch ein eigenes Zuhause.«² Doch gelang den Frauen dieser Akt der Selbstberuhigung?

Eine weitere Paradoxie fasziniert mich heute an den Nachkriegsfrauen: Sie gründeten damals zahllose politische Organisationen, glaubten sogar, die Zeit sei reif für reine Frauенparlamente, denn die Männer hätten durch Krieg und Nationalsozialismus abgewirtschaftet. Frauen kämpften für Frieden und gegen die Wiederbewaffnung, für die paritätische Teilhabe in der Politik und für gleiche Löhne. Doch die meisten Aktivistinnen stammten aus der Zeit *vor* dem Nationalsozialismus, fanden keine jüngeren Nachahmerinnen und mussten erleben, dass ihre Politik als alltagspraktisches Gedöns verniedlicht wurde. Haben sie sich deshalb ins Private zurückgezogen?

Das Jahrzehnt nach 1945 war, das scheint mir bis hierhin klar zu sein, ein Brennpunkt für weibliche Selbstwirksamkeit, aber auch für Ambivalenzen und Selbstvorwürfe. Es war die hohe Zeit der zupackenden, hemdsärmeligen Trümmerfrau und gleichzeitig die Inkubationszeit einer neuerlichen Verherrlichung von Ehe, Familie, Mütterlichkeit. Selten klafften Vorstellung und Realität so weit auseinander. Es waren die Frauen, die mit den Widersprüchen umgehen mussten. Gera-de noch sollten sie sich im Nationalsozialismus vom Ideal der deutschen Mutter überzeugt zeigen, schon wurden sie wieder dafür gebraucht, in den Fabriken, Bauernhöfen und Handwerksbetrieben das Eisen aus dem Feuer zu holen, nur um ein paar Jahre später die alte Leier zu hören, dass Frauen ihrem Wesen nach friedfertig, zurückhaltend und bescheiden aufzutreten hätten.

Wie fanden sich die Frauen in diesem Wertechaos zurecht? Auf den folgenden Seiten kommen einige von ihnen zu Wort.

Sie sprechen zu uns durch die Zeugnisse, die sie hinterlassen haben. Die ausgewählten Quellen, Tagebücher und Briefe aus der Zeit stellen zwar keine quantitative Repräsentativität dar, aber sie können plausible Geschichten erzählen, und sie beleuchten die Selbstreflexion der Frauen vor dem damaligen Deutungshorizont. Daraus entstehen facettenreichere Figuren als die der ikonischen Trümmerfrau. Sie werden sich nicht in Schwarz und Weiß nachzeichnen und auch nicht in die ideo-logischen Schubladen des Kalten Kriegs einordnen lassen, sondern es werden Frauen sein aus Fleisch und Blut, die uns zu einem realistischeren Bild der deutschen Geschichte nach 1945 verhelfen.

1. Unschuldsvermutung

Geschichten vom Kriegsende in Deutschland beginnen meistens mit einem wahren Höllengemälde: Ganze Städte liegen in Schutt und Asche, Brücken, Straßen und Felder sind zerstört, Industrieanlagen unbrauchbar, Menschen irren durchs Land auf der Suche nach ihren Angehörigen, nach ihrer alten oder einen neuen Heimat. Wer noch ein Dach über dem Kopf hat, hungert und friert trotzdem. In diesem allgemeinen Elend der Nachkriegszeit ragt eine Figur deutlich heraus: die Frau, die versucht, alles zusammenzuhalten, die das Überleben sichert. Sie heilt Wunden, geht auf Hamsterfahrt, ergattert Kohlebriketts, krempelt die Ärmel hoch und greift zur Schaufel, um den Schutt wegzuräumen und das Land wieder aufzubauen. Es war die berühmte Rede des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum »Tag der Befreiung« am 8. Mai 1985, die das Vermächtnis dieser Nachkriegsfrauen tief im kollektiven Bewusstsein verankert hat: »Den vielleicht größten Teil dessen, was den Menschen aufgeladen war, haben die Frauen der Völker getragen. Ihr Leiden, ihre Entzagung und ihre stille Kraft vergisst die Weltgeschichte nur allzu leicht. Sie haben gebangt und gearbeitet, menschliches Leben getragen und beschützt. Sie haben getrauert um gefallene Väter und Söhne, Männer, Brüder und Freunde. Sie haben in den dunkelsten Jahren das Licht der Humanität vor dem Erlöschen bewahrt. Am Ende des Kriegs haben sie als erste und ohne Aussicht auf eine gesicherte Zukunft Hand angelegt, um wieder einen Stein auf den anderen zu setzen, die Trümmerfrauen in Berlin und überall.«¹

Nicht zuletzt in dieser Rede wurde der Beitrag der Frauen nach der Kapitulation geradezu mystifiziert. Die Trüm-

merfrau ist seither eine Ikone, eine menschliche Antwort auf die unmenschlichen Zeiten. Sie half dabei, das Selbstbild der Deutschen zu reinigen. Mit ihrer Hilfe schien es möglich, die großdeutschen Fantasien, die Sehnsüchte nach einem unermesslich großen Land, das von einer »reinen Rasse« beherrscht würde, und die Verbrechen, die das alles motivierte, vergessen zu machen. Das Trümmerfrauennarrativ rückte, bewusst oder unbeabsichtigt, die Deutschen ein Stück weit auf die Seite der Guten, der Opfer. Denn wen möchte im Angesicht der trauernden und zugleich hart zupackenden Berlinerin nicht das Mitleid überkommen?

Doch bevor wir uns in Andacht und Respekt vor ihrer Aufbauleistung verbeugen, wollen wir uns die Zeit direkt nach dem Krieg näher ansehen. Denn am Anfang war nicht die Zerstörung der deutschen Städte und Infrastruktur, am Anfang waren die Trauer um Hitler und der zerstobene Traum von einem nationalsozialistischen Weltimperium.

Die Niederlage als Verlusterfahrung

Wir wollen nicht vergessen, selbst diejenigen, die zu jung waren, um Verantwortung für die Verbrechen der Nazis und den Angriffskrieg der Deutschen tragen zu müssen, waren oftmals bis zum Schluss von der Sache überzeugt gewesen. So wie Dorothee Karguth, die 1932 in Köln geboren worden und mit zwei Jahren nach Berlin gekommen war. Sie beklagt in ihren Erinnerungen an die Nachkriegszeit, dass sie eine Leidtragende des Nationalsozialismus sei.² Ihr Vater sei arbeitslos geworden, weil er noch nicht »entnazifiziert« werden konnte, als sei das nur ein lästiger Behördenakt. Er hatte bei der